

Ausbruch aus der Ewigkeit

Der Zürcher Rapper Tinguely dä Chnächt zeichnet auf seinem neuen Album seinen Lebenswandel nach - und den seiner Stadt gleich mit.

Adrian Schräder

Der Blues kennt kein Ende. Dieser Beat - ein bisschen Lo-Fi-Folk, ein bisschen kubricksche Dramatik, ganz wenig Hip-Hop - könnte ewig weiterlaufen. Und passend dazu fragt der Rapper, für den dieser massgeschneidert wurde, immer wieder: «Häsch scho? Bisch scho? Wotsch no?» Es klingt wie ein «Kommst du, oder gehst du?», und man merkt, dass die Antwort darauf eigentlich keine Rolle spielt. Denn obwohl der Strophen-Text schnell über Szenerien und Lebensstationen hinwegstreift, bewegt sich nichts. Dieses Leben in der Endlos-schlaufe vertont der Zürcher Rapper Patric Dal Farra alias Tinguely dä Chnächt auf seinem neuen Album «Calvados». Es ist ein Leben, das er selbst jahrelang geführt hat.

Der 41-Jährige, aufgewachsen in Rüschlikon, ist zugleich Rapper und Stadtinventar. Ein Comic im «Züritipp» zeigte einst den Kiesplatz vor dem Kino Xenix im Wandel der Jahreszeiten. Als einzige Konstante auf jedem Bild zu sehen: Tinguely dä Chnächt, der wie angewurzelt auf dem Platz steht. Man erzählt sich diese Anekdote vom ange-wurzelten Tinguely immer wieder gerne in dieser Stadt. Man nimmt sie auch immer wieder in Artikeln auf. Weil sie einfach gültig war. Weil das Leben dieses Künstlers lange Jahre genau aus dieser Beharrlichkeit bestand, aus dieser Un-fähigkeit und diesem Unwillen, sich zu ändern. Es schien lange nur aus Nach-leben, Wortspielen, Bier und Zigaretten zu bestehen.

Auf dem Album spricht er auch darüber, warum das alles so war. In einer Szene steht er nach einer Partynacht vor dem Grab seiner verstorbenen Eltern - und nimmt von dort ein Taxi an eine Afterhourparty, wankt weiter, ver-drängt, verlängert die Nacht, trinkt weiter - während sich andere die Nase pudern und sich affig aufführen.

Manche Passagen auf «Calvados», sei-nem dritten Soloalbum, dem ersten seit acht Jahren, sind so traurig, dass man feuchte Augen bekommt. Sie sind so intensiv, wie Rap nur sein kann. Sie be-schreiben gleichzeitig die nach und nach in Konsumbezirke kippenden Kreise 4 und 5 und den in seiner Schlaufe gefan-genen Patric Dal Farra. Bis er - genau zur Halbzeit des Albums - diesen einen Men-schen trifft, der ihm endlich erlaubt, sich aus dem Nacht- und Trinkerleben zu verabschieden und ein Zuhause auf-zubauen.

Interessanterweise ist «Calvados» im-mer dann am spannendsten, wenn Tinguely einfach erzählt, wenn er Bilder an-



Mit «Calvados» hat Tinguely dä Chnächt ein Stück grosse Stadt poesie geschaffen. Foto: Fritz Blitz

einanderreicht, wenn er sein Seelenleben und die Beobachtung seiner Umgebung verbindet. Und es ist dann am uninter-essantesten, wenn sich der grosse Wort-spieler auf Wortspiele einlässt. Auch sie können eben Ausflüchte sein.

Nachruf und Neubeginn

«Calvados» ist durch und durch ein Hip-Hop-Album - und doch keines. Den Beats fehlt das Stoische, das Kraftvolle, das Hip-Hop-Beats sonst besitzen. Es ist eher Stimmungsmusik, die Produzent Hans-Jakob Mühlthaler alias Chocolo-coco, den man auch von Produktionen für Lapcat, Wolfman oder Knackeboul kennt, entworfen hat.

Der Titel des Albums, «Calvados», ist eine Hommage an die gleichnamige Bar am Idaplatz in Wiedikon. Jahr lang wohnte Dal Farra in einer Kammer über diesem Lokal und ging dort ein und aus. Wenn er mehr Erfolg hätte, dann würde vielleicht irgendwann neben dem Eingang eine Plakette angebracht, auf der steht, dass Tinguely dä Chnächt hier einst gehaust hat. Genau so etwas hätte er selbst sagen können in jenen Jahren, in seinem Hochmut und Stolz. Weil er sich missverstanden fühlte und das gerne auch kundtat. Und wenn sich diese Zeilen ein bisschen wie ein Nach-ruf lesen, dann nur, weil dieses Album einer ist.

Seit einigen Monaten hat der 41-Jäh- rige nach Jahren der Gelegenheits- und Nacharbeit wieder einen festen Job bei einem Magazin. Statt wie früher wie an-gewurzelt mit seinem Bier auf dem Kanz-leiareal oder Idaplatz sieht man ihn nun vermehrt an den Rändern des Binzquar-tiers herumstreifen, in der Hand einen Plastiksack. Darin stecken nicht mehr Bier und Zigaretten, sondern Schwimm-abo, Badetuch und Badehose. Tinguely hat sein Leben neu erfunden. «Calvados» ist, Nachruf und Neubeginn zu-gleich, ein Stück grosse Stadt poesie.

Tinguely dä Chnächt: «Calvados» (Bakara/Godbrain)

Gitarrist Coco Schumann gestorben

Coco Schumann, Jazz-Gitarrist, Swing-Legende und KZ-Überlebender, ist 93-jährig in Berlin gestorben. Mit seiner Band Coco Schumann Quartet feierte er international Erfolge. Nach dem Zweiten Weltkrieg spielte Schumann als einer der Ersten in Deutschland auf einer E-Gitarre. Der 1924 geborene Heinz Jakob Schumann, wie er bürgerlich hieß, war Sohn eines christlichen Vaters und einer jüdischen Mutter. Seinen Spitznamen Coco soll er von einer französischen Freundin bekommen haben, die seinen Vornamen nicht aussprechen konnte.

In frühen Jahren brachte sich Schumann Gitarre und Schlagzeug selbst bei und trat als Minderjähriger mit Swing-Bands in Berliner Bars und Tanzlokalen auf. 1943 wurde er denunziert und nach Theresienstadt deportiert, wo er als Mit-glied der Ghetto Swingers für die SS Kon-zerte geben musste. 1944 kam er mit der Band ins Vernichtungslager Auschwitz, wo er mit den Ghetto Swingers für Neu-ankömmlinge und beim Abmarsch der Arbeitskolonnen musizieren musste. Nachdem er 1945 bei einem «Todes-marsch» von US-Truppen befreit worden war, blieb Coco Schumann in Deutschland. Er trat unter anderem mit dem Geiger Helmut Zacharias und dem Pianisten Bully Buhlan auf. (SDA)

Was sollen die Frontalangriffe auf Trump?

Hauptpreise für Bruno Mars und dringliche Botschaften: Das gabs bei den Grammys. Nur Trump-Sketchen berühren niemanden mehr.

Jürgen Schmieder

Der Abend war kraftvoll, bewegend und berührend: Etwa wegen Rapper Kendrick Lamar, der die 60. Grammy-Verlei-hung im Madison Square Garden von New York mit einem politisch aufgeladenen Auftritt eröffnete und dann seinen musikalischen Rivalen Jay-Z zum kom-menden US-Präsidenten ausrief. Oder der Sängerin Kesha, die weinend ihre Ballade «Praying» über sexuelle Gewalt, Rache und Vergebung vortrug. Oder der Country-sänger Eric Church, Maren Morris und Brothers Osborne, die mit einer Version von «Tears in Heaven» der Opfer des Massakers in Las Vegas gedachten.

Brauchte es da wirklich Hillary Clinton, die aus dem Enthüllungsbuch «Fire and Fury: Inside the Trump White House» vorlas und sich damit augen-zwinkernd um einen Preis bei der nächs-ten Veranstaltung bewarb?

Es stellt sich bei solchen Preisverlei-hungen stets die Frage, ob es sich um

eine Selbstbewährerücherung der Bran- che handelt. Oder passiert da vielleicht doch etwas, das die Zuschauer mitnehmen ins Leben danach? Ein bisschen mehr als die Feststellungen, wer die be-deutsamen Preise gewonnen (Bruno Mars gewann sechs Trophäen) und wer auf dem roten Teppich das schickste Outfit präsentierte hat? Es darf aller-dings auch nicht allzu bedeutungs-schwanger daherkommen. Es ist dann eben doch nur ein Abend der Unterhal-tungsbranche.

US-Botschafterin ist empört

Was bedeutet es also, wenn Nikki Haley, die von Donald Trump ernannte US-Bot-schafterin bei den Vereinten Nationen, nach der Veranstaltung beim Kurznach-richtendienst Twitter schreibt: «Ich habe die Grammy-Verleihung immer ge- liebt, aber Künstler aus «Fire and Fury» vorlesen zu lassen, hat sie für mich ka- putt gemacht.»

Nicht nur Hillary Clinton hat aus dem Buch gelesen, auch einige der bekann-testen Musiker der Welt stellten den US-Präsidenten bloss. John Legend läs-terte über die kurze Aufmerksamkeits-spanne von Trump, Cher über seine Fri-sur, Snoop Dogg über die Amtseinführung. Cardi B unterbrach sogar und sagte: «Warum muss ich diese Scheisse

lesen?» Es war ein Frontalangriff auf Trump, den es überhaupt nicht ge-bräucht hätte, weil die Musiker ihre Bot-schaften bis dahin subtil und doch wirk-sam untergebracht hatten. Zum Beispiel U2. Die irische Rockband beteiligte sich an der faszinierenden Performance von Lamar mit dem gemeinsamen Lied «American Soul» und der kräftigen Text-zeile: «Dieses Land ist kein Ort, es ist kein Geräusch.»

Oder Frauen wie Lady Gaga oder Kesha, die eine weiße Rose trugen als Symbol der Unterstützung für die Initiative «Time's Up», die sich gegen sexuelle Gewalt und für Gleichberechtigung ein-setzt. Oder Camila Cabello. Die mexika-nisch-kubanische Sängerin hielt nach dem Lied von Kesha eine ergreifende Rede auf jene sogenannten «Dreamers», deren Einwanderungsstatus Trump als Verhandlungspfand für die Finanzie-rung der Mauer an der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze verwendete.

Es war ein unterhaltsamer Abend mit herrlich skurrilen und doch prächtig funktionierenden Auftritten (Elton John mit Miley Cyrus oder Sting mit Shaggy), aber eben auch mit eindringlichen Bot-schaften, über die man nun nachdenken sollte. Nur der plumpe Sketch mit dem Trump-Buch allerdings, der berührte niemanden - er sprang einen an.

Die Negativformel der Städte

Am Wochenende fanden die Engadin Art Talks in Zuoz statt. Für einmal ging es nicht um die Stadt, sondern um das Landleben und seinen Bezug zum Urbanen.

Ewa Hess
Zuoz

Gut möglich, dass es bei den meisten Zu-hörerinnen und Zuhörern der Engadin Art Talks zu Hause so aussieht, wie es Rem Koolhaas auf einem Dia vorzeigt. Der holländische Stararchitekt nennt diesen Look: beige. Dezente Farben, viel Holz. Wir modernen Menschen sind empfindlich geworden. Die Sehnsucht nach einer beruhigenden Ländlichkeit macht sich breit.

Mit dem, was auf dem Lande wirklich abgeht, hat diese beige Gemütlichkeit allerdings gar nichts gemein. Nicht erst seit gestern dämmert es den Zukunfts-forschern, dass nicht in den weiterhin wachsenden Städten die deutlichsten Zeichen für den Wandel zu finden sind, sondern dort, wo niemand hinschaut: auf dem Land.

Folgerichtig hat sich die achte Ausgabe der von der Verlegerin Cristina Bechtler ins Leben gerufenen Diskus-sionsplattform Engadin Art Talks des Themas Land angenommen. Unter dem Titel «Side, countryside» deuteten am Wochenende Architekten, Künstler und andere Visionäre die Zeichen, die sie bei ihren Erkundungszügen in die Welt des Ländlichen fanden.

Dramatischer Wandel
Die Engadin Art Talks finden seit 2010 alljährlich in Zuoz statt. Ein Kuratorengremium um Bice Curiger und Hans Ulrich Obrist versammelt ein an intellek-tueller Auseinandersetzung interessiertes Publikum sowie Redner mit internationalem Renommee im Zuozern Gemeinde-saal, wo man nach dem Vorbild von Davos in frischer Bergluft die Gedanken schweifen lässt. Man wolle die Lücke «zwischen dem, was wir zu wissen mei-nen, und dem, was wir tatsächlich wis-sen» schliessen, sagte Bechtler in ihrer Begrüssungsrede.

Was wir wissen, ist dies: Die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in Städten. Der moderne Mensch ist ein urbanes Wesen, rund um die Uhr wach, rund um die Uhr versorgt, jederzeit bereit, das Bedürfnis nach selbst gestaltetem Lebensraum den Vorzügen einer zentralen Lage zu op-fern. Weniger bekannt ist, dass diese Le-bensweise auch die Bereiche ausserhalb der Städte dramatisch umkempt. Sie werden zur Negativfolie der pulsieren-den Städte, widersprüchliche Bedürfnisse wie Nahrungsproduktion, Infra-strukturversorgung und Erholung stel-len sie auf eine harte Zerreissprobe.

Die Dörfer des Onlinegiganten

Wie sehr die Künstler als Seismografen der Gesellschaft diese Entwicklung vor-weggenommen haben, zeigte der Zürcher Kunsthistoriker Philip Ursprung (auch er gehört zu den Kuratoren). So könnte etwa die «Spiral Jetty» des US-Künstlers Robert Smithson, eine giganti-sche Steinspirale, die im Grossen Salzsee in Utah meist unter Wasser verschwin-det, als ein Vorbote jener phantom-artigen Präsenz verstanden werden, welche Dörfer in touristischen Gebieten heute auszeichnen: da und doch nicht da, weil nur selten von den anderswo lebenden Besitzern bevölkert.

Vom Designkurator Aric Chen, der das neue Hongkonger Museum M+ mit aufbaut, erfuhr man von den neuen Tao-bao-Dörfern, die rund um Päckchenver-teilzentralen des chinesischen Online-shopping-Giganten Taobao gebaut wer-den. Es handelt sich dabei um ganz neue Besiedlungseinheiten, die sozusagen aus dem Off vitale Funktionen der Digi-talökonomie übernehmen.

Bemühungen um eine Humanisie-rung solcher dezentralen Strukturen zeigte schliesslich der Architekt Kashef Chowdry aus Bangladesh. Eindrücklich führte er den Unterschied zwischen den üblichen lieblosen Containern und einem in traditioneller Bauweise kon-ruierten schattigen Gemeinschaftszentrum vor.

www.engadin-art-talks.ch